

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

29, Roman von E. Wiebig.

Die kleine Frau Schoenslieb machte selbst die Thüre auf und fuhr erschrocken zurück, als die stürmische Dame in Federhut und flatternder Boa hereinschnob.

„Warrum konunt Ihr Mann nicht zurr Probe? Es ist unerhört! Ich bin die Autorin!“

„Mein Gott, wenn er aber doch nicht kann!“ sagte die kleine Frau ganz eingeschüchtert.

„Was fehlt ihm denn?!“ Es klang wie ein peinliches Verhör.

„Er hat Magenschmerzen,“ kam es ganz zaghaft heraus.

„Er hat Gurkensalat gegessen — sich erkältet, und — —“

„Geben Sie ihm schwarzen Kaffee, Rotwein mit Stärke — ich werde ihm Tropfen besorgen. Er muß spielen! Er muß! Wo ist er?“

Frau Schoenslieb wich zitternd zurück; sie war so nervös, die ganze Nacht war ihr heute gestört worden. „Fräulein, er liegt im Bett!“ Sie hielt die Hineinstürmende an der Boa fest. „Aber Fräulein!“

Die Starzynska hörte nicht. „Er muß spielen!“ Sie riß sich los, schon war sie im Schlafzimmer.

„Herr Schoenslieb!“ Sie stand am Bett, fast wäre sie über die Wärmflasche gestolpert; es roch nach allen möglichen Thees und Medikamenten. „Sie müssen spielen!“

„Es thut mir sehr leid, aber unmöglich — Sie sehen —“ Er zeigte stumm auf den ganzen Apparat.

„Dah, die Kunst geht über alles! Sie haben eine heilige Aufgabe!“ Sie faßte ihn am Handgelenk und hob pathetisch die Rechte. „Stehen Sie auf!“

„Wie Järr! Töchterlein — Stehe auf und wandle!“ Ein cynisches Lächeln spielte um seinen Mund, er maß sie vom Kopf bis zu Füßen. — „Da Sie nun einmal hier eingedrungen sind, Fräulein — Tünchen, meinen Schlafrock, meine Pantoffeln!“ Er machte Miene, aufzustehen. — „Entschuldigen Sie, ich muß wandeln, aber schleunigst!“

Ja, Wlodzimira Starzynska hatte schweres durchzumachen gehabt, in den Wufen ihrer Freundin Mia hatte sie schreckliche Dinge ausgehüttet.

„Sie ist eine Heldin“, sagte diese bewundernd.

Heute war Frau Widmann in fieberhafter Erregung; ihre Blüte flogen wie die eines Feldherrn rechts und links durchs Theater. Da war die Schar der Freunde: Volken, Goedeke, Mannhardt, Herr Widmann — jetzt gab Frau Mia das Signal, jetzt klatschten sie wie rasend. Sie erzwangen den ersten Hervorruf. Und nun klatschte das Publikum nach, gut geleitet, angefeuert, wie Soldaten durch das Beispiel der Offiziere. Und oben vom ersten Rang neigte sich Eisenlohr und klappte lächelnd mit dem Opernglas in die Linke; das that noch ein übriges, wie ein Brausen ging es durchs Haus.

In einer originellen Toilette — duftiges Schwarz, mit erotischen Niesenblumen durchwebt, Hals und Arme schimmerten darunter — stand Wlodzimira Starzynska an der Rampe. Sie verneigte sich, ihre Kohlenaugen feuerten ins Parquet, ihre schlankte Taille schien von all den Autorjorgen und Mähen noch schlanker geworden.

„Jamose Figur!“ flüsterten die Herren hinter der vorgehaltenen Hand und blinzelten einander zu. „Bravo! Bravo!“

„Außerordentlich hübsche Toilette!“ kispelten die Damen. Sie benutzten eifrig Opernglas und Vornon. „Letzte Pariser Mode. Bravo! Bravo!“

Das war ein Erfolg! Ein berühmter Kritiker hatte zuerst den Urteilspruch gethan, nun war man sich einig: „Kein absolutes Meisterwert; aber es war ein versprechungsreicher, Großes versprechender Wechsel auf die Zukunft. Und für eine Frau, noch dazu eine so junge, ganz ungeheuer.“

„Bravo!“ Das war mal etwas anderes — eine hübsche, junge Dame. — „Bravo! Bravo!“ Man klatschte, daß die Handschuhnähte plakten, man rief: „Heraus,“ man jubelte Weisfall: „Bravo! Bravo!“

Ganz hinten im Parquet, wo der darüber gebaute erste Rang drückt und die Luft heiß und dick macht, hatte sich eine

Frau erhoben. Sie war aufgesprungen, hatte sich nach vorn geneigt, beide Hände aufgestützt und den Hals lang gereckt. Sie war schon groß; sie schien sich noch nicht groß genug, nun stellte sie sich auf die Behen. Nichts entging ihr. Fiebernde Röte stieg auf ihre Wangen.

Jetzt — neuer Weisfall brauste, der Vorhang hob sich noch einmal — zog sie die Brauen finster zusammen, ihre Lippen zuckten, sie murmelte ein ungeduldiges Wort.

„Elisabeth!“ Der Mann neben ihr faßte sie am Kleid, zog sie nieder und flüsterte: „Wie werden sie erst einem Werk von Dir Weisfall zujubeln!“ Er sah sie von der Seite an mit einem langen, liebevollen Blick — es war auch etwas von Besorgnis darin. Sie bemerkte weder seinen Blick noch seine Worte. Sie reckte den Hals auch im Sitzen, unverwandt starrte sie nach der Bühne. Er konnte keinen Blick in ihr Gesicht erhaschen, nur ihre Wangen sah er und das heiße rote Ohr.

Jetzt war's zu Ende. Schon rasselte der eiserne Vorhang herunter. Die Freunde stürmten hinter die Bühne, um die Autorin zu beglückwünschen, immer neue Freunde fanden sich dazu; allen voraus eilte Frau Widmann. Sie feierte heute einen Triumph; hatte sie nicht großherzig und neidlos dies Talent anerkannt, und der Freundin treu zur Seite gestanden? Bis auf die Wahl der Toilette hatte sich ihre Freundschaft erstreckt.

Frau Mannhardt ließ sich von ihrem Gatten den kostbaren Abendmantel um die Schultern legen; sie war in Gesellschaftstoilette. Die drei Jahre schienen spurlos an ihr vorübergegangen, sie sah noch eben so zierlich aus, eben so pitant mit den klugen Augen und dem feinen Lächeln.

„Ausgezeichnet! Sehr ausgezeichnet!“ rief sie ganz enthusiastisch.

„Du hast es ja gleich gesagt, Lorle!“ Mannhardt sah sich um, waren da nicht ein paar Bekannte? Er stellte den ersten. „Ausgezeichnet, ja, ja — meine Frau hat längst dies große Talent erkannt, sie war gar nicht von dem Erfolg überrascht. Entschuldigen Sie, wir müssen eilen, wir müssen doch wenigstens ein paar Minuten vor unseren Gästen zu Hause sein. Wir erwarten die Autorin. Darf ich bitten, Lorle?“ Er reichte ihr den Arm.

Goedeke eilte geschäftig vorbei.

„Kommen Sie nicht zu spät, lieber Goedeke!“ Eleonore winkte lächelnd mit dem Fächer nach ihm zurück.

„Bin Ihnen sehr obligiert, prächtigste Frau, ich beordere nur soeben den Wagen für unsere gefeierte Autorin. Wir kommen sofort!“ Er rief es ihnen mit lauter Stimme nach und rannte dann den Gang hinunter. Vor einer Logentür stieß er auf Volken, der soeben Minde Rosen einen Schleier um die rosafarbene Kapuze band. „n Abend! Auch bei Mannhardts, lieber Volken?“ fragte Goedeke so im Vorüberstreifen.

„Natürlich!“ sagte Volken. „Ich habe die ersten Versuche der gefeierten Autorin der Deffentlichkeit übergeben, ich werde doch nicht fehlen! Wir“ — er zeigte auf Minde — „waren eben bei ihr hinter der Bühne, haben beide einen“ — er wuschte sich den Mund und schmalzte mit der Zunge — „einen Kuß bekommen!“

Goedeke hatte das Letzte schon nicht mehr gehört, er drängte sich durch die Menge, lief die Treppe hinunter, tauschte dort einen raschen Händedruck, erteilte dort einen Nicker und rief dort ein „servus“, „servus!“ Er rannte fast gegen eine Dame, die von einem großen Herrn am Arm geführt wurde; derb trat er ihr auf den Fuß. Zwei brennende Augen sahen ihn einen Augenblick an. Wo that er doch gleich das Gesicht hin, war ihm so bekannt — ah — — „n Abend, n Abend!“ Es war die Reinharz. Donnerwetter, hatte die eingepackt!

Die Wagen waren fortgerollt, die Menge hatte sich verlaufen, hie und da kamen noch ein paar Nachzügler, schwachend und lachend. Der Musentempel war geleert, nur Wohlgerüche aller Art durchschwängerten noch die laute, verbrauchte Luft. Die Garderobieren zogen ihre abgeschabten Mäntelchen an, die Logenschließer steckten noch einmal ihre Nase in den Theaterraum: „Alles in Ordnung! Kein Hauch zurückgeblieben von all dem Weisfall, kein Wort der Ewigkeit aufgespart — alles gegangen mit den schwachenden, gepukten

Menschen, mit den Kritikern, die nach Hause eilten, um, selbst noch im Verdauen, dem Publikum das Gerücht zu sezieren, das man ihm vorgelegt hatte.

Unter den Nachzögler waren auch Wilhelm Ebel und seine Frau. Elisabeth hatte gezögert, ganz langsam Schritt für Schritt gefehzt; sie ließ sich ziehen. Alle andern hatten schon den Theaterraum verlassen, da warf sie noch einen letzten langen Blick nach der Bühne hin.

„Kommt!“ Ihr Mann legte den Arm um ihre Schultern und hüllte sie in den Mantel; steif und stumm ließ sie's geschehen. Als er ihr auch das Epigentuch um den Kopf binden wollte, machte sie sich ungeduldig frei; sie trat vor den Spiegel. Ein erhitztes Gesicht mit gespannten Zügen und weitgeöffneten Augen sah sie an. Man stieß sie, um sie drängte sich die Menge; Leonore Mannhardt ging vorbei und grüßte steif; auch Frau v. Lindenbain kam an Eisenloh's Arm vorüber; die immer noch schöne Frau nickte freundlich. Elisabeth neigte mechanisch den Kopf; sie hätte den Gruß gar nicht bemerkt, wenn ihr Mann sie nicht angestoßen hätte. Sie sah niemanden.

Ohne ein Wort ging sie an seinem Arm durch die klare Herbstnacht. Eine wunderbar reine Luft säthelte die breite Straße entlang.

„Wie schön!“ sagte Ebel. „Das thut wohl nach dem da drinnen. Was für ein ungesundes Zeug!“

Ein paar Theaterbesucher, gleich ihnen verspätet, überholten sie. „Genial!“ sagte einer — er schien ein Mann vom Fach — „höchst beachtenswert! Ich werde nicht verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Stück zu lenken!“

„Da hörst Du's! Da, da, hörst Du's?“ Elisabeth lachte laut auf. „Du stehst vereinzelt mit Deiner Ansicht!“ Ihr Lachen klang nervös und gereizt.

„Möglich,“ sagte er ruhig, „darum ändere ich meine Ansicht doch nicht.“

„Du verstehst nichts!“ Sie sprach mit schneidender Fronte.

Er drückte ihren Arm. „Mein Liebchen,“ sagte er, sich zu ihr beugend und ihren Blick suchend, „sei nicht verstimmt, sieh, wie hell die Sterne scheinen! Atme — die Luft ist ein Labfal! Und dann kommen wir nach Haus, und Du machst uns den Thee, und dann gehen wir noch einmal zu unserm Kind“ — seine Stimme erhielt einen imigen Klang — „zu unserm lieben Kind!“

„Ja,“ sagte sie tonlos. — — — — —

Drei Jahre waren Wilhelm Ebel und Elisabeth verheiratet. Sie waren also noch ein junges Ehepaar, und doch — Elisabeth fühlte sich alt. Lange, lange Jahre zurück lag ihr der Abend ihrer Verlobung — da hatten Lichter am dunklen Baum gestrahlt, hoffnungsfroh und siegesfreudig war sie aufs Meer der Zukunft hinausgesegelt. Da war ihr Schiff mit Rosen bekränzt gewesen, lustig flatterten die Wimpel im Morgenwind, Freunde begleiteten ihre Fahrt mit Galloß, ja, Freunde!

Als Elisabeth Frau Mannhardt ihre Verlobung mitgeteilt hatte, starrte diese sie an, als spräche sie in einer fremden Sprache; das verstand Leonore nicht, das war Klauertwelsch für sie, in einem ganz thörichten Hirn ausgebrütet. Einen solchen Menschen heiraten! Mit der Freundschaft war es vorbei — ein eiskalter Hauch wehte plötzlich von ihr zu Elisabeth; diese fühlte das kalte Wehen und zog sich zurück wie eine Schnecke in ihr Haus. Sie machte mit ihrem Bräutigam wohl noch einen Besuch bei Mannhardts, empfing auch eine Einladung — aber sie sagte lachend ab. Sie hatte nun, was sie wollte, denn sie wachte mit Eifersucht darüber, daß man ihrem Bräutigam die schickliche Rücksicht erwies. Je größeres Erstaunen die Leute über ihre Verlobung zeigten — und das Erstaunen war allgemein, man zeigte es ihr mehr oder minder unverhohlen — desto trotziger hob sie den Kopf. Was wollten sie alle? Gott sei Dank, daß sie niemanden brauchte. Keinen, nur ihn! Ein eigensinniger Zug setzte sich um ihren Mund fest, und sie war in der Verlobungszeit oft gereizt.

(Fortsetzung folgt.)

Durch Afiens Wüsten.

II.

Am 14. Dezember 1895 verließ Hedin mit einer aufs neue vorzüglich ausgerüsteten Karawane wiederum Kaschgar und wandte sich südlich und dann südwestlich nach Taret, von wo er dieselbe Straße verfolgte, die schon vor 625 Jahren der berühmte venezianische

Reisende Marco Polo gezogen war, als er von Samarland her über Taret nach Chotan zog. Von hier wollte Hedin noch einmal einen kleinen Abstecher in die Wüste Talla-Makan machen, die ihm vor fast einem Jahre so verhängnisvoll geworden war. Auf dem Marsche selbst änderte sich der Plan allmählich und gestaltete sich zu einer vollständigen Durchquerung der Wüste von Süden nach Norden bis zum Tarim, der dann bis zu seinem Ende im See Lop-nor verfolgt wurde.

Zunächst war der Plan allerdings viel bescheidener; Hedin wollte die von dem berühmten russischen Reisenden Oberst Prschewalskij, der zehn Jahre vorher die Gegenden besucht hatte, nördlich von Chotan am Chotan-darja (Chotansfluß) angegebene Bergkette Masar-tag aufsuchen, die sich nach Prschewalskij's Karte bis an den Nordrand der Wüste erstrecken sollte, nach Hedin's Erfahrungen auf seiner vorjährigen unglücklichen Wüstenreise jedoch nur geringen Umfang hatte, da er ja die Wüste nach Osten durchziehend schließlich bis zum Chotan-darja gekommen war, die kleine Bergkette aber stets weit im Südosten und Süden erblickt hatte. Von dieser Bergkette wollte Hedin ostwärts bis zum Flußbett des Kerija-darja ziehen, auf welchem Wege die Ruinen einer verfallenen, im Sande begrabenen Stadt liegen sollten, wie ihm in der Umgegend von Chotan mit Bestimmtheit versichert wurde. Im Flußbett wollte er dann wieder südwärts aus der Wüste heraus bis zur Stadt Kerija ziehen, von wo er nach Chotan zurückzukehren gedachte.

Diesem bescheidenen Plane gemäß wurde das große Gepäck, sowie das meiste chinesische Silbergeld in Chotan zurückgelassen und nur auf 50 Tage Proviant mitgenommen. Somit bestand die Karawane, die am 14. Januar 1896 Chotan verließ, außer Hedin noch aus vier Mann und drei nicht übermäßig beladenen kräftigen Kamelen. In dem Dörfchen Taret-kef, einige Tagereisen nördlich von Chotan, wurde beschlossen, die noch weiter nördlich liegende kleine Bergkette beiseite zu lassen und direkt östlich in die Wüste zu gehen, um die begrabene Stadt aufzufinden. Aus dem Dorfe wurden zwei Männer als Wegweiser mitgenommen, welche die Stelle schon öfters besucht hatten, um dort nach Gold und anderen kostbarkeiten zu suchen. Am 24. Januar, nach einem fünftägigen Marsche, war die Ruinenstätte erreicht. Von den vielen Ruinenstätten, die Hedin in Ost-Turkestan besucht, erinnert keine an die merkwürdige Stadt, deren Ueberreste er hier sah. Während sonst die Ruinen aus Mauern und Thürmen bestehen, die aus an der Sonne getrocknetem oder auch aus geräumtem Lehm erbaut sind, waren hier alle Häuser aus Pappelholz gebaut gewesen, und Stein oder Lehm als Baumaterial gar nicht vorhanden. Die übrig gebliebenen, vom Wind und Sand angefreßenen, 2—3 Meter hohen Pfosten von Hunderten von Häusern ließen einen Schluß auf Lage und Plan von Straßen und Plätzen nicht zu, weil das ganze Gebiet, das 3—4 Kilometer Durchmesser hat, unter hohen Dünen begraben liegt, und nur von solchen Häusern, die auf Erhebungen des Untergrundes oder in Dünenthälern gelegen sind, ragen Ruinen aus dem Sande hervor.

Trotz der Schwierigkeit, die Ausgrabungen in dem beständig wieder nachrutschenden Sande verursachen, gelang es Hedin, einige Funde zu machen, die ihm einen Begriff von dem allgemeinen Charakter der Stadt geben konnten. Die Heiligenbilder, die er fand, deuten auf eine bedeutend größere Kunstfertigkeit, als jetzt bei dem Volke in Ost-Turkestan zu finden ist; Seidenzucht, Gartenbau und Industrie hatten einst dort geblüht, wo jetzt der Wüstenand herrscht. Die Bewohner waren Buddhisten arischen Stammes und wahrscheinlich aus Hindustan gekommen. Vor wie langer Zeit diese bisher ganz unbekannte alte Stadt ein blühendes kräftiges Leben gekannt hat, läßt sich kaum vermuten. Doch kann man einige Anhaltspunkte dafür aus den Veränderungen gewinnen, die auch jetzt noch der Boden der unwirtlichen Wüste erleidet. Wie Hedin schon früher und auch am Vette des Chotan-darja beobachtet hatte, ist die Erosionsarbeit des Wassers am Ostlande stets viel bedeutender als am Westlande; die Flüsse jener Gegend rücken also langsam nach Osten vor, wie er auch später noch an vielen Flüssen, die von Kien-Lin kommend in die Wüste einschneiden, bestätigt fand. Der Wald am Flußufer stirbt dabei langsam ab, und neuer Wald entsteht an dem ostwärts verlegten Ufer. Auch diese Stadt lag unverkennbar an einem alten Flußufer, das nur das alte Bett des Kerija-darja sein kann, der jetzt 5 Meilen weiter östlich dahin strömt. Auch aus der Zahl der starken Nordost- und Ost-Stürme, welche den Sand und die Dünen weiter nach Südwesten und Westen vordringen lassen, kann ein Schluß auf die Schnelligkeit gezogen werden, mit der die Wüste die menschlichen Wohnstätten erobert. Danach sind etwa 2000 Jahre notwendig gewesen, damit der Sand von der Gegend jener alten Stadt bis zu seiner heutigen Grenze vordringen konnte. Vor 2000 Jahren aber mögen die Bewohner erkannt haben, daß sie ihre Wohnstätten gegen die Macht des Wüstenlandes nicht behaupten können, sondern ihr Heimatland der Herrschaft der Wüste überlassen müssen.

Von dieser verlassenem und zu Grunde gerichteten Stätte alter Kultur wandte sich Hedin ostwärts zum Vette des Kerija-darja. Zum Umkehren nach Süden glaubte er immer noch Zeit zu haben, und zog nun zunächst am Fluße nach Norden, um diesen, der von Europäern noch nie besucht und auf den Karten daher nur punktiert angegeben war, so weit wie möglich zu verfolgen. Zu seiner großen Ueberraschung entdeckte er, daß an den Ufern des Flusses ein halb-wildes, friedliches Hirtenvolk wohnte; jedoch sind diese nicht selbständige Herren, sondern die Schäferherden, die sie hüten, haben ihre Be-

Kleines Feuilleton.

figer in Kerija, wohin von den Hirten nur ab und zu jemand kommt; Hedin traf Hirten, die nur einmal in ihrem Leben dort gewesen waren, und sogar einen fünfundsiebzigjährigen Mann, der noch nie aus dem Wald herausgekommen war und sich von einer Stadt oder einem Bazar gar keinen Begriff machen konnte. Im ganzen Leben dort in den Wäldern des Kerija-darja etwa 150 Menschen, weitab von jedem Verkehr, umgeben vom totenstillen Sandmeer der Wüste; außer ihren nächsten Nachbarn sehen sie nur gelegentlich die Besitzer ihrer Herden, wenn diese wegen der Schaffsur zu ihnen kommen.

Als Hedin etwa 10—11 Meilen am Kerija-darja nordwärts gezogen war, erzählten ihm die dort wohnenden Hirten, daß eine Tagerreise nordwestlich ebenfalls die Ruinen einer im Sande begrabenen Stadt lägen. Er besuchte auch diese, wobei er schon auf dem Wege dorthin fand, daß er in einem alten Flußbett entlang zog, daß also auch hier der Fluß früher weiter westlich und sicherlich an der Stadt vorbeigeflossen war. Sie war viel kleiner, als die zuerst aufgefundene, gehörte aber offenbar derselben Zeit an; es fanden sich dort dieselben Malereien auf dem Kalkputz, wenn auch mehr ruiniert und abgeblättert, dieselbe Architektur und dasselbe Baumaterial.

Als Hedin wiederum dem Laufe des Flusses folgte, verlor sich dieser nach weiteren vierzehn Meilen allmählich im Sande, der ihn besiegelt und erstickt; die Vegetation hörte auf, und nach allen Seiten erstreckte sich wieder die unermessliche Wüste. Zunächst wurde der Marsch in die Wüste hinein noch fortgesetzt, weil Wasser in 1—2 Meter Tiefe stets gegraben werden konnte; durch die Erfahrungen auf der ersten Wüstenreise befehlt, beschloß Hedin, stets nur soweit zu wandern, als der Wasservorrat erlaubte, und im Notfall lieber auf demselben Wege zurückzukehren, anstatt sich ohne Wasser in die unbekannte Wüste hinein zu wagen. Bei dem weiteren Marsch nach Norden wurde das Wasser immer spärlicher aus dem Brunnen geholt, und am 18. Februar war es völlig zu Ende. Den schon bekannten und durchforschten Weg noch einmal zurückzulegen, war sehr unangenehm, und Hedin sträubte sich heftig gegen diesen Gedanken; aber es mußte sein. Nur einen Tag sollte noch trotz des stärker werdenden Durstes nordwärts gezogen werden; fand man auch dann kein Wasser, so war die Umkehr beschloffen. Aber an diesem Tage gab der gegrabene Brunnen in 1½ Meter Tiefe wieder Wasser. Allerdings war es so salzig, daß nicht einmal die Tiere davon tranken; dennoch war von Umkehr nun keine Rede mehr. Denn Hedin und auch seine Begleiter wußten aus längerer Erfahrung, daß das Brunnenwasser in der Nähe der Flüsse immer salzhaltig ist; der Tarimfluß mußte jetzt also nahe sein, und die Wüste sich ihrem Ende nähern. Schon am nächsten Tage wurde auch die dunkle Waldlinie des Tarim erblickt, und am 23. Februar zog Hedin nach einer erfolgreichen Wüstenwanderung von 41 Tagen in Schah-jahr am Nordufer des Tarim ein.

Hier in Schah-jahr sah Hedin einen ganz neuen Reiseplan; er kehrte nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, nach Westen bis zum Chotan-darja ziehend und diesen entlang die Wüste noch einmal durchquerend nach Chotan zurück, von wo er nach dem Lop-nor hatte aufbrechen wollen, sondern er beschloß, durch die Urwälder des Tarim direkt den See, in den er sich ergießt, aufzusuchen. Den Lop-nor, von dem östlich und nordöstlich sich die Wüste Gobi in ungeheurer Ausdehnung erstreckt, überhaupt aufzusuchen, hatte von Anfang an in dem Plane der Reise gelegen. Dieser See bildet eine Streitfrage zwischen den Geographen, die Hedin, wenn möglich, entscheiden wollte. Die erste Kenntnis von ihm und seiner Gegend war nach Europa durch die Reisen Marco Polo's gekommen; in der letzten Zeit war er wieder von Pischewalskij aufgefunden worden, der ihn viel weiter südlich fand, als ihn die alten Karten, sowie die 1863 in China herausgegebene Karte zeigen. Das Merkwürdigste war, daß Pischewalskij einen Süßwassersee fand, während im Stromgebiet des Tarim das Wasser aus einem so salzhaltigen Boden zusammenströmt, daß Brunnen süßen Wassers zu den Ausnahmen gehören und nur unmittelbar an den Gebirgsrändern vorkommen.

Auf die Einzelheiten der sich hier anschließenden wissenschaftlichen Streitfragen können wir natürlich nicht eingehen. Wir bemerken nur, daß Hedin's Reise sehr ergebnisreich war, indem er feststellte, daß thatsächlich die alten Karten recht hatten, daß aber ebenso Pischewalskij vollkommen recht hatte. Der See ist, wie überhaupt der ganze Unterlauf des Tarim außerordentlich veränderlich; die Winde und der vom Fluß mitgeführte Schlamm arbeiten andauernd an dieser Veränderung. So durchfuhr Hedin einen von Norden nach Süden gerichteten See, wo Pischewalskij keinen See gefunden hatte, und der von diesem als Lop-nor konstatierte Doppelsee zeigte sich in einem Zustande der Austrocknung begriffen, so daß er kaum noch als See, sondern vielmehr als Sumpf zu bezeichnen war. Dessen südlichen Teil führt der Tarim jetzt bedeutend weniger Wasser zu als vor zehn Jahren, während er jetzt das alte Beden des Lop-nor wieder kräftig füllt.

Hedin kehrte nach Durchforschung dieser Verhältnisse am Südostrand der Wüste nach Chotan zurück, von wo er am 29. Juni nach Tibet aufbrach. Den nördlichsten Teil dieses höchst gelegenen Hochlandes der Erde durchziehend, kam er im Dezember aus dem Gebirge heraus und erreichte, mehrmals noch die Wüste Gobi berührend, im März 1897 sein Reiseziel, die chinesische Hauptstadt Peking, von wo er die Heimreise antat. —

Bt.

hd. Großvater-Uhren. (Nachdruck verboten.) Die englische Stadt Gloucester in der Grafschaft gleichen Namens war früher Mittelpunkt der englischen Uhrenindustrie, hat aber in neuerer Zeit in dieser Hinsicht jede Bedeutung verloren. Es ist eine alte Beobachtung, daß die Industrien wandern und ihr Heim wechseln, an einem Orte niederzugehen und an einem anderen neu emporzublühen, je nachdem es äußere Umstände, die sehr mannigfacher Art sein können, bedingen. Berühmte Uhrmacher in Gloucester waren Washbourn, Peyton, Thadwell, Miles, Higgins und Weight; man findet ihre Namen noch auf alten englischen Standuhren, welche man treffend als „Großvater-Uhren“ zu bezeichnen pflegt. Henry Weight fertigte auch mehr als 100 Uhren für Kirchen und öffentliche Gebäude, und man erzählte sich, daß er das Glockengeläute der St. Nikolaus-Kirche in Gloucester nach Vollendung des für diesen Zweck komponierten Tonstückes, eines Opus des Hilfsorganisten der Kathedrale, binnen 40 Minuten montiert habe.

Auch die Finemores in Birmingham, eine Uhrmachersfamilie, welche die Herstellung künstlich bemalter Zifferblätter als Specialität betrieb, stammte aus der Grafschaft Gloucester. Diese Zifferblätter werden noch jetzt als Kunstwerke geschätzt, und man bezahlte dieselben in den letzten Jahren mit 300 M., auch wenn dieselben Darstellungen vielfach wiederkehrten. Es wurden, je nach dem Preise, welcher erzielt werden sollte, Zifferblätter mit einfacher und reicherer Malerei hergestellt, und es scheint, daß sich diese Arbeiten der Finemores einer außerordentlichen Beliebtheit und Verbreitung erfreut haben. Eins der einfachsten, aber sehr begehrten Muster zeigte Blumen und einen fliegenden Vogel auf bläulich-weißem Grunde. Ein anderes Zifferblatt trug einen Adler und war mit dem Motto „Tempus fugit“ versehen, wieder ein anderes zeigte Merkur auf einer Halbkugel. Ein kostbares quadratisches Zifferblatt enthielt auf den vier Ecken Darstellungen der Jahreszeiten; der Frühling war durch einen Hirten oder Hirtin vertreten, der Sommer durch eine Darstellung der Heuernte, der Herbst durch die Schaffsur oder durch ein Sportbildchen, der Winter durch einen holzbeladenen Knecht, der seine Last durch den Schneesturm einer in der Ferne sichtbaren Hütte zuträgt. Ein anderes Meisterwerk stellte Britannia mit Schild und Dreizack dar, begleitet von einem Löwen, dessen Augen beweglich waren. Sehr beliebt waren auch biblische Szenen: David vor Saul spielend, Hirtenbilder und dergleichen, endlich „der Sündenfall“: Adam und Eva im Paradiese; Adam pflückt einen Apfel vom Baum, während die verschiedensten Vögel und andere Tiere aus dem Blattwerk ringsum hervorschauen.

Eine andere Art Zifferblätter sind die mit lebenden Darstellungen, die man verschiedenen englischen Meistern zuschreiben muß. Sie zeigen u. a. hin- und hergehende Schiffe, ferner Monde, welche erscheinen und wieder verschwinden und so das Auf- und Untergehen dieses Trabanten anzeigen. Herr Weight, ein Nachkomme der erwähnten großen Uhrmachersfamilie, weiß von einem merkwürdigen Schah zu berichten, den einer seiner Verwandten, ein Müller Namens Lea, besah. Es war eine Standuhr, deren Zifferblatt eine Wassermühle in voller Thätigkeit zeigte; das fließende Wasser wurde durch Glasröhren dargestellt, welche sich um ihre Achse drehten. Am Mühlwasser stand ein Pferd, das durch seine Bewegungen sehr charakteristisch das Trinken markierte. Im Vordergrund drehte ein Mann einen Schleiffstein, an welchem ein anderer eine Art schliff, und an der Seite standen zwei Männer, damit beschäftigt, Holzblöcke zu zersägen. Außerdem sah man auf dem Zifferblatt die Dorfstraße mit einer kleinen Turmuhr, welche genau dieselbe Zeit anzeigte, wie die große Uhr, welche die ganze Darstellung enthielt. — Das war aber noch nicht alles; diese Uhr spielte sehr anmutig zwölf verschiedene Weisen.

Derartige Kunstwerke sind jetzt nur noch selten zu finden. Die billigen amerikanischen Uhren, welche um das Jahr 1849 eingeführt wurden, haben die „Großvater-Uhren“ als „unzeitgemäß“ völlig verdrängt. Aber obwohl sie „veraltet“ sind, haben sie die Amerikaner in großer Anzahl angekauft und zum Teil auch hohe Preise dafür gezahlt. —

Kulturgeschichtliches.

dg. Leonhard Thurneisser zum Turm war ein geborner Schweizer und gelernter Goldschmied. Er hatte bei Johannes Guber in seiner Vaterstadt Basel auch etwas Naturwissenschaften betrieben und dann, als er Basel einer Betrügerei wegen verlassen mußte, ein wildes Abenteuerleben begonnen. Heute Landsknecht, morgen Bergmann in Schweden, hatte er später wieder in Nürnberg, Straßburg und Konstanz als Goldschmied gearbeitet, die Wappensteinerei erlernt und dann die Oberleitung der Eberswalder Bergwerke in Tyrol übernommen. Er errang in dieser Stellung hohen Ruhm, wurde schließlich „Meister aller Künste in Tyrol“ und war der erste, der die Erlaubnis erhielt, „eine Weibsperson zu anatomieren“. Eine Reise nach dem Orient führte ihn auch in die Geheimmisse der jüdischen und orientalischen Ketzerei ein. 1570 erschien in der Eichhornischen Druderei zu Frankfurt a. O. sein Werk: „Pison oder von Kalten, Warmen, Mineralischen und Metallischen Wassern samt der Vergleichung der Plantarum und Erdgewächse“, darin er seine bergmännischen Erfahrungen bezüglich der Mark niederlegte. Sie verprächen genug. In der Syree sollte Gold zu finden sein, bei Morin Rubinen und dergleichen mehr. Das Werk erweckte die Aufmerksamkeit des äußerst geldbedürftigen Kurfürsten, er rief den Wundermann, der

auch als Alchimist hohen Rufes genoss, an seinen Hof. 1571 kam er nach Berlin, das graue Kloster wurde sein Wohnsitz. Als Arzt, Astrolog und Alchimist trieb er hier seinen Hokus Potus. Großartig aber waren seine industriellen Unternehmungen. Seine Buchdruckerei gehörte zu den ersten derartigen Instituten Deutschlands. Die Thurneisserischen Drucke waren an Schönheit bis in die neueste Zeit unerreicht. Die ersten Künstler arbeiteten dafür. Salomon Deichmann korrigierte Lateinisch und Griechisch, Magister, Joachim Gröpler Deutsch. Der Faktor Gregor Eber setzte Lateinisch und Griechisch. Die Woche wurden 6 Bogen fertig, pro Tag aber einige Tausend Bogen abgezogen. 1576 hatte Thurneisser auch noch eine Schriftgießerei. Johannes Hoher und Basilius Buglins, berühmte Maler jener Tage, „illuminirten“ für ihn; ebenso hatte er Maler, Illuminatoren und Holzschnitzer in Grlitz, Leipzig, Halle, Koburg usw. In ganz Deutschland rissen sich die Künstler um die Ehre, für Thurneisser arbeiten zu dürfen. Neben der Druckerei hielt derselbe noch eine Leppschwirerei. Ein sehr schönes Stück daraus befindet sich noch im Berliner Gewerbemuseum. Im ganzen beschäftigte er allein im Kloster an 500 Arbeiter. Uingeheuer war der Fremdenstrom, den Thurneisser nach Berlin zog. Von allen Weltrichtungen kamen Patienten, um sich von ihm mit „trinkbarem Gold“ und „Perlen-Extrikten“ heilen zu lassen. Trotz seiner glänzenden Stellung trieb das Heimweh den Schweizer wieder aus Berlin. 1584 ging er zurück nach Basel. Eine Frau und ein Bruder verbrachten sein ungeheures Vermögen, und er begann von neuem das alte Abenteurerleben. 1598 ist er zu Köln am Rhein gestorben, neben dem Grabe des Albertus Magnus ist auch das seine zu finden. Seine Berliner Unternehmungen gingen nach seinem Fortgang wieder ein. —

Vollskunde.

— Das Farnkraut in der Sagenwelt. Die eigenartige Art der Fortpflanzung der Farnkräuter hat, wie wir einem Artikel der „Köln. Zig.“ entnehmen, von jeher das größte Erstaunen der Menschen erregt und dem Aberglauben Thür und Thor geöffnet. Unsern Altvordern war selbstverständlich die Natur der Sporenlörper und die Entstehung der Pflanze aus ihnen fremd, und so wurden dem rätselhaften Samen des Farnkrautes gar wunderbare Kräfte zuerteilt. Aber es waren böse Geister, die darin walteten, ja der Teufel selber wirkte in ihnen auf seine besondere Weise, also daß er scheinbaren Segen, in Wirklichkeit aber reichen Unsegen durch sie unter der Menschheit verbreitete. Ein so zauberkräftiger Same war nicht leicht zu erlangen; nur zu bestimmter Zeit durfte man ihn suchen, natürlich um Mitternacht, und wann der Same gerade zur Reife gelangt war. Aber das war die Schwierigkeit; denn er reifte nicht allmählich heran, sondern plötzlich, und wenn man nicht diesen Augenblick ergatterte, so fiel er als goldener Regen zur Erde und verschwand. Sein Draug zum Erbinnern war so groß, daß man ihn nicht auffangen konnte, selbst metallene Mörser durchschlug er. Ein lohlschwarzes Vochfell aber durchbrang er nicht, denn der Voch steht ja in unlieblicher Beziehung zum Teufel. Am einfachsten ist es, wenn man sich mit diesem Herrn direkt in Verbindung setzt, der als vorsichtiger Geschäftsmann seinen Klienten erst allerlei widrige Proben bestehen läßt, die ihm dessen Seele sichern, ehe er ihm die ersehnte Däite mit Farnsamen überreicht. In der Christnacht fand sich der Unselige vor Mitternacht auf einem Kreuzweg ein, über den schon Leichen nach einem Friedhof getragen worden waren. Hier suchten ihn die Geister der Verstorbenen auf, um ihn von seiner Absicht abzubringen. Wese ihm, wenn er sich mit ihnen einließ. Er durfte nicht sprechen, nicht lachen, sonst zerfiel ihn der Teufel. Hatte er aber bis Mitternacht ausgeharrt, so erschien der Böse und händigte ihm den Farnsamen ein. Ein Bursche hat einstmals einen Kamraden, der sich schon einmal den Zauberkraut verschafft, ihn bei seinem Gang begleiten zu dürfen. Zur vorgeschriebenen Zeit waren sie am Kreuzweg, der Führer zog einen Kreis, gebot Schweigen und ließ sonderbare Dinge aus einem kleinen Buch. Wald darauf brauste das wilde Heer vorüber, dann hing ein Wühlstein an einem dünnen Faden über ihnen, alsbald kam ein vierspänniger Wagen, dessen Fuhrmann nach der nächsten Orttschaft fragte. Als die beiden aber der Vorschiff getreu nicht antworteten, rollte der Wagen weiter. Da glitt eine große Holzschüssel herab und fragte, ob sie dem Wagen nachkommen könne. Das kam dem Burschen so komisch vor, daß er laut anlachte. Er heimste dafür von seinem Gefährten eine kräftige Ohrfeige ein, da er durch sein Lachen den Zauberkraut verjährt hatte. — Der Farnsamen macht unsichtbar. Einst ging ein Mann in der Wittsommernacht auf der Suche nach seinem Füllen durch eine Wiese; da fiel Farnsamen in seine Schuhe. Als er zurückkam, achteten seine Hausgenossen nicht auf ihn. Als er aber rief: Ich habe das Fohlen nicht gefunden, da erschraaken alle gewaltig, denn sie hatten seine Stimme gehört, ohne ihn zu sehen. Er vermochte sich das alles nicht zu erklären, als er aber die Schuhe auszog, in denen der Farnsamen war, wurde er wiederum allen sichtbar. Außerdem verlieh der Farnsamen seinem glücklichen Besitzer unverwundliche Jugend und wunderbare Körperkräfte. Ein Webergeselle arbeitete nur Sonnabends und schlug die übrigen Tage der Woche mit Faulenzen und wüstem Leben tot, aber was er an dem einen Tage gewoben, war mehr, als sonst ein geschickter Arbeiter in einer Woche fertig brachte. Als er einst an einem Sonnabend ein Stück Leintuch von hundert Ellen gewoben, wollte seine Meisterin dies Prachtwerk gleich abliefern. Ihr Weg führte

sie an der Ehinger Kirche vorbei; da hörte sie gerade zum Segen schellen und stellte den Korb hin, Insete nieder und empfing den Segen. Aber das von dem Teufelsgesellen gefertigte Stück war wieder zu Garn geworden, und es kam heraus, daß er sich zauberkräftigen Farnsamen besorgt hatte. Dem Farnsamen gab man auch den Namen Wünschelame, denn er erfüllte seinen Besitzern alle ihre Wünsche; die jeweiligen Inhaber scheinen sich aber stets in bescheidenen Grenzen gehalten zu haben, denn es wird nichts von großen Wunschzetteln und nichts von bitterer Enttäuschung gemeldet. Auch das Kraut selber barg Zauberkräfte. Wer darauf tritt, ohne es zu sehen, der wird irrt und wirrt und kennt nicht mehr Weg und Steg. Wechseln der Schuhe oder verkehrtes Vorbinden der Schürze hob den Irrtum auf. In Thüringen nannte man das Kraut wegen seiner irreführenden Eigenschaft Irrkraut. Man liebte es, blühenden Farn über der Thür aufzuhängen, das sollte Glück bringen. In der Walpurgisnacht (1. Mai) ward alles Wasser der Brunnen und Bäche zu Wein, aber nur, wer das Farnkraut bei sich hatte, vermochte diesen Wein zu schöpfen. —

Humoristisches.

— Verzeihlicher Irrtum. Fahrgast (auf der Vicinalbahn aus dem Fenster rufend): „Sie, Schaffner, fahren wir denn noch nicht bald ab?“

Schaffner: „Aber erlauben Sie, wir sind ja schon seit einer Viertelstunde unterwegs.“ —

— Der Alpenkraxler. Hausfrau (die morgens das Zimmer ihres Mieters betritt): „Ist das mit dem Herrn ein Kreuz — jeden Abend krazelt er auf den höchsten Schrauf und übernachtet da!“ — („Megg. hum. W.“)

Notizen.

— Fünfundzwanzig Ansichtskarten des „Wahren Jacob“ sind bis jetzt im Verlage von J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart erschienen; eine einfarbige Serie von dreizehn Karten zu einem Preise von 60 Pf., und eine farbige Serie von zwölf Karten zu einem Preise von 1,20 Mark. —

— Von einem „gemeinverständlichen Fachblatt für sämtliche Branchen der Metallindustrie“, der „Metallotechnischen Rundschau“, das vom Juli ab am 1. und 15. jeden Monats in Stuttgart herausgegeben wird, ist die erste Nummer erschienen. —

— Die Centralstelle für Vermittlung des internationalen Schülerbriefwechsels, der vom sächsischen Reuphilologenverband in Leipzig ins Leben gerufen worden ist, hat seit ihrer Gründung 5559 deutsche Schüler in ihre Listen eingetragen. Von Frankreich aus haben sich bis jetzt 185 höhere Schulen der Leipziger Vermittlungsstelle bedient. —

— Die Londoner Gesellschaft zur Vorbeugung von Grausamkeiten gegen Kinder hat im Laufe des letzten Jahres über 28 000 Fälle von ungehöriger Kinderbehandlung aufgebeft. —

— In der letzten Sitzung der Pariser „Akadémie des Sciences morales et politiques“ wurde mitgeteilt, daß der Schwede Nobel dem französischen Institut die nötigen Fonds zur Schaffung von fünf internationalen Preisen von je 300 000 Kronen überwiesen habe; mit den ersten dreien sollten ausgezeichnet werden eine Entdeckung auf physikalischen, auf chemischen und auf physiologischen Gebiete, mit dem vierten ein literarisches Werk von idealer Tendenz, mit dem fünften eine Arbeit, die die Verbrüderung der Völker, die Aufhebung oder Verminderung der stehenden Heere und die Ausbreitung der Friedenskonferenzen behandelt. —

— Auch eine Goethe-Memorialien. Der „Frankf. Zeitung“ wird aus Weimar folgendes eigen im Sperdruck berichtet: Wiederum ist einer der wenigen dahingeshiedenen, die noch mit Goethe in Verührung gekommen sind, der 81jährige Rommerjewert Hofpöper Schmidt. Er hatte bei Goethes Verstattung als damaliger Kurrentschüler das Krutzigig vorausgetragen. —

— In London wurden für ein Kil-Gi 8000 Mark, der bisher höchste Preis, bezahlt. Das Ei, das in der Denkschrift der Zoologischen Gesellschaft von 1888 beschrieben wurde, hat einen kleinen Hüh. —

— Eine internationale Konferenz, die sich mit der Frage der Verhütung von Geschlechtskrankheiten beschäftigen wird, findet in der ersten Hälfte des Monats September in Brüssel statt. —

— Eine Marken-Ausstellung soll im Oktober in Antwerpen unter der Ehrenpräsidentschaft des Bürgermeisters Van Niswyd eröffnet werden. Die Ausstellung wird belgische und ausländische Postmarken, Telegraphenmarken und Stempelmarken, sowie eine Postmarkensammlung umfassen und in den Räumen des alten Museums in Antwerpen ihren Platz finden. —

— Druckfehler im 18. Jahrhundert. In einem Buche, das der Buchdrucker Wolfgang Stödel im Jahre 1524 in Dresden herausgab, findet sich nach der „Papierzeitung“ der folgende Zusatz im Druckfehler-Verzeichnis: „Die anderen Buchstaben, so zuweilen verriekt oder gar ausgeblieben, muß ein verständiger Leser dem Sinn nach lesen, denn es ist im Winter bei dem schlechten Lichte, so die Stuben warm und die Drucker faul und schläfrig sein, bald was übersehen.“ —